



Leseprobe

Robyn Crawford

I Will Always Love You Mein Leben mit Whitney Houston

»Crawford erzählt geduldig und ohne zu verurteilen. Dieser Gleichmut, bewundernswert, wenn man bedenkt, wie die Boulevardzeitungen mit ihr umgegangen sind.« *The New York Times*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



Seiten: 416

Erscheinungstermin: 26. Juli 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Im Musikbusiness gibt es kaum einen größeren Superstar, als Whitney Houston es gewesen ist. Nachdem ihr 1985 veröffentlichtes Debütalbum sie auf Anhieb an die Spitze katapultierte, führte Whitney zwei Jahrzehnte lang die internationalen Charts an und begeisterte und berührte Fans auf der ganzen Welt. Eine Person begleitete sie von Anfang an auf diesem Weg: ihre beste Freundin Robyn Crawford. In ihrem Buch enthüllt Robyn erstmals die Geschichte ihres gemeinsamen Lebens. Voller Wärme, einfühlsam, ehrlich und mit einem liebevollen Auge fürs Detail berichtet sie von ihrem Kennenlernen als Teenager in den 1980er Jahren und ihrer sich entwickelnden Beziehung, während Whitney ihr erstes Album aufnahm und Robyn ihre Basketballkarriere voranbrachte. Zusammen nahmen sie es mit den Herausforderungen des Lebens auf, mit großen Gefühlen und schmerzhaften Verlusten. »I Will Always Love You« ist die berührende Geschichte einer engen Freundschaft, großen Liebe und den Preis des Erfolgs – erzählt von dem Menschen, der Whitney Houston am engsten verbunden war.



Autor

Robyn Crawford

Nach etlichen Jahren im Musikmanagement arbeitet Robyn Crawford heute als Fitness- und Mentalcoach. Nebenbei widmet sie sich dem Schreiben. Sie lebt mit ihrer Frau und ihren Kindern in New Jersey.

Das Buch

Whitney Houstons Tod im Jahr 2012 schockierte die Welt und führte zu vielen Spekulationen. Nach Jahren des Schweigens meldet sich nun Robyn Crawford, die engste Vertraute von Whitney, zu Wort, um ihre Freundin zu ehren und die vielen falschen Aussagen, die seit ihrem Tod kursieren, richtigzustellen. Und so erzählt Robyn offen und ehrlich von ihrem Kennenlernen als Teenager in den Achtzigerjahren, ihrer Liebesbeziehung, von der Familiendynamik im Hause Houston und den Welttourneen, auf denen Robyn stets dabei war, bis hin zu Whitneys Heirat mit Bobby Brown und ihrem tragischen Absturz in die Drogensucht.

»I will always love you« ist die bisher unerzählte Geschichte einer großen Liebe, die eine ganze andere, selbstlose und verletzbare Seite von Whitney Houston zeigt.

*Für meine Mutter Janet, meinen Bruder Marty und
meine Schwester Robina, für ihre bedingungslose Liebe.
Ich trage euch immer in meinem Herzen.*

*Für die wunderbarsten Wesen der Welt,
meine Kinder Gillian und Jeremy. Mit euch scheint
jeden Tag die Sonne. Ich liebe euch mehr, als
ihr euch vorstellen könnt.*

*Und schließlich für mein Ein und Alles, die Person,
mit der ich durch das Abenteuer Leben gehe,
neben der ich abends schlafen gehe und morgens
aufwache: meine große Liebe Lisa. Ich sehe immer
noch vor mir, wie wir uns zum ersten Mal begegneten
und ich dir meinen Schal um den Hals legte.
Du bedeutest alles für mich.*

INHALT

.....

	Vorwort	9
<i>Eins</i>	Whitney Elizabeth Houston	13
<i>Zwei</i>	Wie ein Engel	37
<i>Drei</i>	Liebe = Liebe	53
<i>Vier</i>	Trennungsangst	77
<i>Fünf</i>	Die Zukunft bricht an	93
<i>Sechs</i>	Nobody Loves Me Like You Do	107
<i>Sieben</i>	You Give Good Love	133
<i>Acht</i>	Das Debüt	147
<i>Neun</i>	The Greatest Drug Tour	169
<i>Zehn</i>	Der Augenblick der Wahrheit	183
<i>Elf</i>	Du Petze!	195
<i>Zwölf</i>	Mit doppelter Schallgeschwindigkeit	207
<i>Dreizehn</i>	Einfach ich sein	219

<i>Vierzehn</i>	Von Küste zu Küste	239
<i>Fünfzehn</i>	I Will Always Love You	251
<i>Sechzehn</i>	Die Bodyguard World Tour	267
<i>Siebzehn</i>	Die zweite Katastrophe	273
<i>Achtzehn</i>	Das Problem mit Engeln	287
<i>Neunzehn</i>	Warten auf Mr Right	295
<i>Zwanzig</i>	SOS	317
<i>Einundzwanzig</i>	My Love Is Your Love	331
<i>Zweiundzwanzig</i>	2000	343
<i>Dreiundzwanzig</i>	California Dreamin'	351
<i>Vierundzwanzig</i>	Das Leben	365

Nachwort 405

Danksagung 409

VORWORT

.....

Warum gerade jetzt? Warum entschloss ich mich dazu, dieses Buch zu schreiben, wo ich doch auch für den Rest meines Lebens hätte schweigen können und meine Erinnerungen für mich behalten? Für Fans von Whitney Houston bin ich wahrscheinlich keine Unbekannte. Googelt man meinen Namen, stößt man auf Zeitungsartikel, in denen ich erwähnt werde, oder auf Eventfotos mit meinem Gesicht darauf.

Whitney und ich liefen einander über den Weg, als wir noch Teenager waren, und verbrachten die nächsten zweiundzwanzig Jahre, in denen sie zu einer der berühmtesten internationalen Künstlerinnen ihrer Generation aufstieg, Seite an Seite. Die Beziehung zu Whitney veränderte als junge Frau mein ganzes Leben, beruflich und privat. Unsere gemeinsame Geschichte handelt von Loyalität und Vertrauen, von zwei Frauen, die versprachen, aufeinander aufzupassen und füreinander da zu sein. Wir lebten einen gemeinsamen Traum, gingen auf eine Reise, die uns von East Orange, New Jersey, nach New York City und später um die ganze Welt führte, wo wir Superstars und Staatsoberhäuptern die Hände schüttelten. Doch gleichzeitig

ist es auch eine Geschichte über Manipulation, Kontrolle und Machthunger, über Unerfahrenheit, Rassismus, Aids, psychische Krankheit, den Druck, dem Frauen in der Unterhaltungsindustrie ausgesetzt sind, über Familienzusammenhalt und die wichtige Erkenntnis, dass jeder Mensch für sich selbst stets an erster Stelle stehen sollte. Vor allen Dingen aber handelt diese Geschichte von Freundschaft.

Es gab Stimmen, die behaupteten, ich hätte in Summe mehr gewonnen als verloren. Wenn ich heute mein bisheriges Leben betrachte, kehren unzählige Erinnerungen zurück, viele schöne, aber auch viele schmerzhaft. Dieses Buch zwang mich dazu, mich mit der Unvermeidlichkeit des Todes auseinanderzusetzen und den Verlust meiner Mutter, meines Bruders und meiner besten Freundin noch einmal zu durchleben. Das Schreiben war ein Prozess, der mir erlaubte – mir sogar abverlangte –, zu trauern und den Schmerz anzunehmen, den ich zuvor stets zu verdrängen versucht hatte. Doch gleichzeitig bekam ich die Chance, die Menschen, die mir nahestehen, besser kennenzulernen und mir bewusst zu machen, wie viel ich von jedem und jeder Einzelnen von ihnen gelernt habe.

Ich habe stets mein Möglichstes getan, um mich aus dem Rampenlicht herauszuhalten und zu schweigen, während die Leute sich ihr eigenes Bild von mir und von uns machten. In den neunzehn Jahren, seit unsere Wege sich getrennt haben, wurde ich unablässig gedrängt, meine Geschichte zu erzählen. Nach Whitneys Tod und dem ihrer Tochter war es für mich schwer, mit anzusehen, wie falsch sie und ihr Erbe dargestellt wurden. Es machte mich traurig und wütend zugleich.

Ich glaube, es ist daher meine Pflicht, meiner Freundin einen letzten Dienst zu erweisen und die vielen unrichti-

gen Details über meine Person und darüber, wer Whitney wirklich war, aufzuklären. Ich möchte die Menschen daran erinnern, wie herausragend sie war, und den wertvollen Schatz, den sie uns hinterlassen hat, angemessen würdigen. Die Whitney, die ich kannte, war ein gutherziger Mensch, zielstrebig, uneigennützig und oft zurückgezogen, hatte einen umwerfend komischen Humor und wusste genau, welches Talent ihr mitgegeben wurde.

Ich hoffe, mit diesem Buch zeigen zu können, wer der Mensch hinter dem Gesicht, der Stimme und dem Image von Whitney Houston wirklich war. Ja, ihr Ende war tragisch, aber ihr Aufstieg und der Traum, den sie lebte, waren wunderschön. Ich bin es meiner Freundin schuldig, ihre – und meine – Geschichte zu erzählen. Unsere Geschichte. Dadurch hoffe ich, dass wir beide endlich Frieden finden.

EINS

Whitney Elizabeth Houston

.....

Es war im Sommer 1980, als ich auf meinem schwarzen 22-Gang-Kabuki ans andere Ende von East Orange radelte. Das Telefon hatte mich eben erst aus dem Bett geklingelt, doch der Fahrtwind im Gesicht sorgte dafür, dass ich endgültig aufwachte. Coachin Clark, meine Basketballtrainierin aus der Highschool, hatte angerufen, um mir einen Job im East Orange Gemeindezentrum anzubieten. Es dauerte nur wenige Minuten, bis ich daheim zur Tür raus war. Im Herbst sollte mein zweites Jahr am College beginnen, was ich Coachin Clark zu verdanken hatte, ich war es ihr also schuldig aufzukreuzen. Während die Sommersonne bereits vom Morgenhimmel stach, sauste ich rüber zur Main Street.

Ich trat kräftig in die Pedale, bis ich an dem Gebäude mit der Glasfront angekommen war. Dort sprang ich vom Fahrrad und schob es neben mir her in einen schlecht beleuchteten Saal voller Menschen, in dem Tische und Stühle an den Wänden aufgestapelt standen. Irgendwo ganz hinten entdeckte ich Coachin Clark. Sie lächelte, umarmte mich herzlich und reichte mir dann ein Bündel Formu-

lare, die ich für sie austeilen sollte. Sicher hätte Clark auch jede andere für den Job aussuchen können, aber sie wusste eben, dass sie sich auf mich verlassen konnte.

Was mein Haar angeht, war ich schon immer eitel. Damals bat ich meistens meine kleine Schwester Robina, liebevoll Bina genannt, mir nach dem Waschen Zöpfe einzuflechten. Manchmal hatte ich aber Lust dazu, mein Haar auf pinkfarbene Schaumstoffwickler zu drehen. Wenn ich die Dinger dann rausnahm, hingen sich die Locken langsam aus, und am dritten Tag hatte ich dann einen herrlichen Afro. Damals war so ein Tag, und ich gefiel mir in meinen grasgrünen Shorts, dem hellgrünen T-Shirt, den weißen Nike-Sneakers und den strahlend weißen Sportsocken.

Mit meinem Stapel Anmeldeformulare für die zukünftigen Ferienbetreuer und einer Handvoll Kugelschreiber klapperte ich den Saal ab. Irgendwann stieß ich auf ein Mädchen, das ich noch nie gesehen hatte. Zuerst nahm ich sie gar nicht richtig wahr, weil sie ganz hinten an der Wand saß. Aber als ich ihr dann die Formulare überreichte, blieb ich wie vom Blitz getroffen stehen. Die Neue war einfach der Wahnsinn!

Sie trug eine rot-blau-grau karierte Seidenbluse, enge, knielange Shorts und Adidas Gazelles mit roten Streifen. Eine goldene Uhrenkette lag um ihren Hals, das sandbraune Haar hatte sie zurückgebunden und eine Schirmmütze daraufgesetzt, auf der das Logo des Roten Kreuzes prangte. Ihre Haut war seidig braun, und in ihren Augen spiegelte sich das matte Licht.

»Wie heißt du?«, fragte ich.

»Whitney Elizabeth Houston«, erwiderte sie. Ihre Antwort amüsierte mich. Wer sagte bei der ersten Vorstellung

schon gleich den zweiten Vornamen mit dazu? Ich fragte, wo sie wohnte, und sie sagte: »Doddtown, gegenüber von McDonald's.« Meine Cousins, bei denen ich oft übernachtete, wohnten auch in dieser Gegend. Und bei genau diesem McDonald's hatte ich während meines ersten Highschooljahres gejobbt.

Noch am selben Tag erfuhr ich, dass Whitney eine private Mädchenschule besuchte und Sängerin war. Ihre Mutter hatte seinerzeit die Sweet Inspirations gegründet, eine Gruppe von Backgroundsängerinnen für die großen Stars wie Elvis Presley oder Aretha Franklin. Und Dionne Warwick war ihre Cousine.

Bevor ich weiterging, warf ich ihr einen letzten Blick zu und sagte, ich würde ein Auge auf sie haben. Warum ich das gesagt habe? Ich weiß es nicht, aber ich musste es irgendwie tun.

Wie konnte es sein, dass ich sie noch nie gesehen oder von ihr gehört hatte?

.

Ferienbetreuer begleiteten Kindergruppen im Sommer zu verschiedenen Aktivitäten in die Parks von East Orange. Ich suchte mir eine Gruppe von Kids im Alter von sechs bis elf Jahren für den Columbian Park aus. Der lag zufällig in der Nähe meiner ehemaligen Highschool, auf jener Seite der Stadt, wo Whitney wohnte. Und wie es der Zufall wollte, wählte sie das Gleiche. Ich übernahm die Vormittagsschicht, sodass ich am Mittag frei hatte und nachmittags mit ein paar Freunden im Park am großen Feld Basketball spielen konnte. Whitney war nach mir eingeteilt, also übergab ich ihr die Gruppe und zog los. Wenn ich dann

vom Spielen zurückkam, entließ sie die Kinder, und wir machten etwas gemeinsam.

Ich war gerade neunzehn geworden, und Whitney war noch nicht ganz siebzehn. Natürlich hatte ich keine Ahnung, wohin das mit ihr noch führen würde, aber ich spürte genau, dass 1980 ein super Sommer werden würde. Whitney Elizabeth war ein nettes Mädchen, bescheiden, aber charmant. Nach außen strahlte sie Anmut und Selbstbewusstsein aus, aber im Kern unterschied sie sich kaum von all den anderen jungen Frauen in diesem Alter. Obwohl sie auffallend hübsch war, war sie selbst ganz anderer Meinung und hatte ständig etwas an ihrem Aussehen auszusetzen. Ich verstand nicht, wo diese Unsicherheit herkam.

Einmal, ganz am Anfang unserer Freundschaft, fuhr ich im Wagen meiner Mom zu der Adresse, wo Whitney mit ihrer Mutter wohnte. Es war ein weiß getünchtes, mittelgroßes Holzhaus im Cape-Cod-Stil. Als ich davor anhalt, stand sie schon in der Tür. Sie trug ein T-Shirt, in dem sie sehr schlank aussah, und einen Baumwollswear, den sie sich um die Schultern gebunden hatte. Und dann lachte ich. Sie trug die furchtbarsten Jeans, die ich je gesehen hatte, oben eng und vom Knie abwärts ausge stellt. Sie muss mein Grinsen gesehen haben, als sie zum Auto rüberkam, denn sobald sie eingestiegen war, fragte sie: »Was?«

Ich wählte meine Worte sehr sorgfältig, um sie nicht zu kränken. »Tja, also«, begann ich, »sehr interessant, deine Jeans... Aber warum trägst du ausgerechnet *die*?«

Sie wollte wissen, was damit sei, und ließ nicht locker, bis es irgendwann aus mir herausplatzte: »Wir müssen dir dringend neue Jeans kaufen!«

»Na schön, was für Jeans brauche ich denn deiner Meinung nach?«, erkundigte sie sich.

»Solche mit geradem Schnitt.«

Daraufhin erklärte mir Whitney, dass sie einen zu kurzen Oberkörper habe, ihre Hüfte zu hoch sitze und dass ihre Knie nach innen zeigten, was unweigerlich zu X-Beinen führe. Sie wollte gar nicht mehr damit aufhören, und es irritierte mich, dass sie so über sich sprach. Nur einen Monat zuvor – das hatte Whitney mir selbst erzählt – hatten sie und ihre Mutter an der Ecke Siebenundfünfzigste und Seventh Avenue vor der Carnegie Hall gestanden, als ein Mann auf sie zukam und sagte: »Entschuldigen Sie, aber da oben ist eine Modelagentur, die suchen genau so Mädchen wie Sie.« Und tatsächlich unterschrieb sie noch am selben Tag einen Vertrag mit Click Models.

Als ich nun also neben ihr am Steuer saß, sagte ich: »Ach komm schon, du bist ein Nachwuchsmodell. Kennst du Cheryl Tiegs oder die Charlie-Werbung mit Shelley Hack in diesen dunklen Röhrenjeans, die aussehen wie Zahnstocher, in denen sie mindestens einen Meter lange Schritte macht? *Das* bist du!«

Whitney lächelte und entspannte sich ein wenig. Für mich war ihr Lächeln wie die aufgehende Sonne, und ich war glücklich, dass ich sie zum Strahlen bringen konnte. Immer wenn ich die Modemagazine meines Bruders Marty durchblätterte, stolperte ich irgendwann über eine lächelnde Cheryl Tiegs, die einen glücklichen, natürlichen und selbstbewussten Eindruck machte. Sie galt immer als das ganz normale Mädchen aus der Nachbarschaft. Cheryl lebte natürlich keineswegs in meiner Nachbarschaft, aber Whitney schon. Und ich wollte, dass sie sich so schön fühlte, wie sie tatsächlich war.

Also zogen wir los, um Whitney ihr erstes Paar enge Jeans zu kaufen. Damals trug man Marken wie Jordache, Sergio Valente oder Gloria Vanderbilt. Die meisten Mädchen, die ich kannte, kauften modische Modelle mit viel zu vielen Taschen, aber ich machte mir nichts aus diesen Trends. Ich war ein Mädchen, das auf Levi's 501-er, Lee oder Wrangler stand und zum Shoppen in den Berufsbekleidungs-laden an der Broad Street in Newark ging. Mit Whitney ging ich allerdings zu Gap in der Willowbrook Mall und suchte ihr acht Paar gerade Jeans zum Anprobieren raus. Wir entschieden uns für das Modell in ganz dunklem Denim, das genau die richtige Länge hatte, um es oberhalb der Gazelles ein kleines Stück hochzukrem-peln. Dazu kauften wir auch noch ein zweites, helleres Paar. Ab diesem Tag trug sie nichts anderes mehr. Dieselbe Whitney Houston, die man später auf der ganzen Welt in glitzernden Roben kannte, war eigentlich ein schlichtes, unkompliziertes Mädchen, das es in seinen Jeans, T-Shirts, Button-down-Hemden und Turnschuhen gerne bequem hatte.

.

Es war eine schöne Zeit: Ich hatte viel Spaß mit meiner neuen Freundin, ich hatte einen Job und spielte jede Menge Basketball. Für mich war das nicht selbstverständlich, denn vor allem als ich ein kleines Kind war, war nicht immer alles so rosig gewesen. Im Alter zwischen zwei und sechs Jahren lebte ich mit meiner Familie in Kalifornien. Es waren schwere Zeiten, obwohl sich meine Mutter in Los Angeles eigentlich den Traum vom weiß getünchten Gartenzaun hatte erfüllen wollen. Während mein Vater

noch in der Army diente, war sie ihrem Bruder und dessen Frau nachgefolgt, als sie aus Newark wegzogen. Daddy war zwischen 1958 und 1963 im Militärdienst, einen Teil davon leistete er als Fallschirmjäger in Vietnam ab. Später sprach er mit uns nie mehr über diese Zeit. Kurz nach seiner Entlassung folgte er Mom nach Los Angeles. Doch der Traum geriet ins Wanken, als er begann, fremdzugehen und gewalttätig zu werden. Er verlor seinen Job. Und dann war da noch die Geschichte mit dem Welpen.

Der Vorfall war meine erste Berührung mit dem Tod. An Weihnachten, als ich fünf Jahre alt war, öffneten Bina, Marty und ich gerade unsere Geschenke, da fasste unser Vater auf einmal in die Tasche seiner American-Airlines-Jacke und zog ein winziges, strampelndes, hellbraunes Hundebaby heraus. Wir kreischten vor Freude.

Am nächsten Tag spielten wir mit den Kindern aus der Nachbarschaft hinter unserem Wohnhaus, das Hündchen tobte und kletterte ausgelassen auf uns herum. Daddy kam heraus, um zur Arbeit zu fahren. Er stieg in seinen weißen Bonneville und rief uns Kindern, kurz bevor er die Fahrertür zuschlug, noch zu, wir sollten beiseitegehen. Wir gehorchten, doch keiner von uns hatte daran gedacht, den Welpen mitzunehmen. Es war eine grausame Szene, die sich dann vor meinen Augen abspielte: Daddy legte den Rückwärtsgang ein, sah das Hündchen nicht und überfuhr es. Es tat ihm schrecklich leid. Er rief unsere Mutter, sie solle uns ins Haus bringen, damit er die Bescherung beseitigen konnte, bevor er in die Arbeit fuhr.

Danach zogen meine Eltern in einen einstöckigen Bungalow mit drei Schlafzimmern, dessen weißer Putz in der gleißenden Sonne schimmerte. Mein Bruder Marty hatte zur Vorderseite hin sein eigenes Zimmer, und ich teilte mir

das hintere mit meiner kleinen Schwester Bina. Ich dachte immer, meine Eltern wären reich, bis mich meine Mutter eines Tages dabei belauschte, wie ich einem anderen Kind beim Spielen aufzählte, was wir nicht alles besäßen, und aus dem Fenster rief: »Sei doch still. Wir essen alle vom gleichen Teller.«

Einmal, als wir Kinder nach Hause kamen, befahl meine Mutter uns, ab jetzt im Haus zu bleiben. Es wurde schon Abend, und die Nachrichten berichteten von Unruhen im Stadtteil Watts. Daddy meinte, er wolle mit unserem Onkel mal rausgehen, um zu sehen, was in dem Chaos zu holen sei. Meine Mutter bat ihn, lieber nicht zu gehen.

»Lass mich hier mit den Kindern doch nicht allein«, flehte sie. Marty war damals acht, ich war fünf, und Bina, das einzige »Kalifornienkind« meiner Eltern, war zwei.

»Ich bin ja gleich wieder da«, sagte Dad mit einer abwinkenden Handbewegung und verschwand in der Nacht.

Mom verriegelte die Tür und ging mit uns in Marty's Zimmer, um dort zu warten, bis Dad zurückkam. Draußen war es dunkel, trotzdem konnten wir die schwarz-weißen Streifenwagen der Polizei erkennen, die durch unsere Wohnstraße patrouillierten. Wir verharrten in Marty's Zimmer, duckten uns und schielten immer wieder durchs Fenster. Wir hielten Ausschau nach unserem Vater. Wir warteten.

»Dennis«, klagte meine Mutter laut, »warum bist du nicht zu Hause?« Ihre Hände zitterten, wie immer, wenn sie nervös war. Ich umarmte sie, damit sie sich beruhigte. Als mein Vater und mein Onkel endlich heimkamen, war es noch stockdunkel. Ihre Beute bestand aus Autoreifen, mehreren Radios und einem Acht-Spur-Kassettenspieler. Meine Mutter war davon wenig begeistert, aber trotzdem

erleichtert. In dieser Nacht schliefen wir alle gemeinsam im gleichen Zimmer.

Meine Eltern stritten sich häufig, über Geld oder wegen der Seitensprünge meines Vaters. Oft schlug er sie.

Ich war sechs, da richtete er meine Mom mit einem Metallaufsatz des Staubsaugers so schlimm zu, dass die Polizei bei ihrer Ankunft einen Krankenwagen rief, um sie ins Krankenhaus zu bringen. Als sie wiederkam, hatte sie ein blaues Auge und eine riesige Wunde auf dem Knie, die sie für den Rest ihres Lebens als Narbe mit sich herumtragen sollte. Kaum zu Hause, rief sie Marty und mich zu sich ans Bett und fragte: »Was meint ihr, sollen wir eure Großmutter besuchen?«

Wenige Tage später schlich sie mit uns Kindern in den frühen Morgenstunden aus dem Haus, und wir flogen nach Newark. Kurz nach unserer Ankunft rief mein Vater auch schon an und entschuldigte sich. Er setzte sich in den weißen Bonneville und fuhr ohne Zwischenstopp, außer um zu tanken, den ganzen Weg bis an die Ostküste. Sie nahm ihn zurück, doch die Prügel hörten nicht auf.

Auch die Ausschreitungen von Newark erlebten meine Familie und ich hautnah. Dieses Mal blieb mein Vater allerdings im Haus. Die Nationalgarde stand mit erhobenen Gewehren vor unserer Tür und patrouillierte durch die Gänge und den Hof unseres Wohnblocks. Nach halb fünf am Nachmittag, wenn die Straßenbeleuchtung anging, durften wir uns nicht mehr draußen aufhalten.

Die einprägsamen Bilder zugenagelter Ladeneingänge und ausgebrannter Gebäude verblassten allerdings, als ich wenig später zusehen musste, wie mein Vater meine Mutter zu Boden stieß und ihren wehrlosen Körper den Flur unserer Wohnung entlangschleifte. Ich sehe immer noch

ihr Gesicht vor mir, wie sie uns anflehte: »Ruft die Polizei«, bevor Körper und Kopf außer Sichtweite verschwanden. Nach diesem Vorfall verließ meine Mutter unseren Vater endgültig, und wieder rannten wir mitten in der Nacht vor ihm weg.

Martin Luther King jr. sagte einmal: »Eine Revolte ist die Sprache derer, die nicht gehört werden.« Manche würden vielleicht in der Wut meines Vaters denselben Ursprung vermuten, der auch dem Zorn und der Verzweiflung über die Diskriminierung und schiere Ungerechtigkeit jener Menschen zugrunde lag, die Los Angeles und Newark damals zum Pulverfass machten. Aber selbst wenn darin ein Körnchen Wahrheit steckt, kann ich es nicht als Entschuldigung akzeptieren. Niemals werde ich die Angst in der Stimme und in den Augen meiner Mutter vergessen, wenn er die Beherrschung verlor: Er trat Türen ein, packte sie und schleuderte sie zu Boden, brüllte und schrie, während Marty und ich ihn anflehten, doch aufzuhören, und die kleine Bina, verwirrt und verängstigt, Schutz suchend ihre Arme nach einem von uns ausstreckte. Die meisten sichtbaren Wunden meiner Mutter verheilten mit der Zeit, doch die unsichtbaren waren unauslöschlich in ihr, meinem Bruder, meiner Schwester und mir eingebrannt.

Janet Marie Williams Crawford baute sich ein neues Leben auf. Sie ging aufs College und machte ihren Master. Als ich elf war, zogen wir in eine neue Wohnung in New Jersey. Zwei Jahre später war sie ganz aus dem Häuschen, als sie erfuhr, dass in Kuzuri-Kijiji, dem damals größten Immobilienprojekt eines schwarzen Bauunternehmens, Gartenwohnungen frei waren. In Swahili bedeutet der Name »schönes Dorf«. Mom erzählte all ihren Freundinnen da-

von – zum größten Teil ebenfalls alleinstehende Mütter mit Kindern –, die dann auch dort einzogen.

.

Schon als Kind wusste ich, dass ich anders war als andere Mädchen, und ich hatte kein Problem damit. Während Bina ihre Jugendjahre mit Partys, Make-up und Jungflirtereien verbrachte, interessierte mich das alles nicht. Der einzige Teil meines Körpers, den ich nicht besonders mochte, waren meine knöchigen Beine, die einmal irgendeinen Jungen dazu veranlassten, mir »Miss Twiggy« hinterherzurufen.

Wenn ich mich bei meiner Mutter darüber beschwerte, sagte sie nur: »Du kannst doch laufen auf diesen Beinen, oder nicht? Und obendrein ziemlich schnell rennen. Du solltest also dankbar sein.«

Wenn Klassenfotos gemacht wurden oder ich aus irgendwelchen anderen Gründen mein schulterlanges Haar offen trug, starrten mich die Männer mit solcher Begierde an, dass ich innerlich zusammenzuckte. Versager. Ich war doch noch ein Kind. Immer wenn ich zur Schule aufbrach, band ich mein Haar zu einem Pferdeschwanz zusammen.

Mit meinem Vater wollte ich nicht das Geringste gemein haben, und doch brauchte man mich nur anzusehen, um zu wissen, dass ich ganz nach ihm kam. Immer wieder kam es vor, dass erwachsene Männer, die auf der Straße unterwegs waren, in Lastwägen vorbeifuhren oder die Post austrugen, mich aufhielten und fragten: »Sag mal, bist du nicht Dennis Crawfords Tochter?«

In der Highschool war mein Vater ein herausragender Sportler gewesen, der beim Football als Tailback den Re-

kord an erzielten Yards in ganz New Jersey hielt. Als klar wurde, dass mein Bruder Marty kein Interesse an Sport zeigte, begann ich, mit meinem Vater, der ein Fan der Miami Dolphins war, Football zu gucken und ihm dabei sein Bierglas aufzufüllen – was ich total gerne tat, weil ich dafür auf einen Stuhl klettern, den Hebel betätigen, das Glas schief halten und sogar manchmal einen Schluck oder zwei von dem überlaufenden Schaum nehmen durfte. Dann erzählte er mir zum Beispiel, dass die Giants erst sehr spät den ersten schwarzen Runningback engagierten oder so manch andere Beobachtung über schwarze Spieler und den Sport im Allgemeinen. Neben der Tatsache, dass ich athletisch gebaut war und mir jede Art von Sport leichtfiel, hatte ich auch viel von dem Ehrgeiz meines Vaters geerbt.

1974 ging ich an die Barringer Highschool in Newark. Gewöhnlich schaltete ich schon am Morgen WABC Radio ein und hoffte, dass sie »Bohemian Rhapsody« von Queen spielen würden – ein gigantischer Song, auf den ich total abfuhr. Nach der Schule ging ich meilenweit zu Fuß die Park Avenue entlang nach Hause, um mir das Busgeld für Süßigkeiten aufzusparen. An einem Teilstück, dort wo Newark an East Orange grenzt, hing immer ein Haufen trinkender Männer vor Cooper's, einem Schnapsladen, herum. Regelmäßig musste ich mir irgendwelche dummen Sprüche anhören: »Hey, Kleine! Komm doch her, du Süße!« Ich ging weiter. Danach kam ich an einem Diner vorbei, in dem eine Frau diesen köstlichen Süßkartoffelkuchen verkaufte, der nicht orange war, weil er, so erklärte sie mir, mit weißen Süßkartoffeln zubereitet wurde. Ich war so oft da, dass sie mir das Stück irgendwann schon hinhielt, sobald ich die Ladentür aufmachte.

Samstagmorgens stand ich früh auf und joggte von East Orange bis rauf nach North Ward, das zu Newark gehörte, und dann zurück über den Branch Brook Park nach Hause. Mit dem Fahrrad fuhr ich, so weit mich meine Beine trugen, zuerst noch auf einem schwarzen Kinder-rad mit Bananensattel, später dann auf meinem geliebten schwarzen Kabuki mit den Goldbuchstaben. Ich fuhr einfach drauflos, nur um mir meine Welt ein bisschen größer zu machen.

· · · · ·

Ich erinnere mich, dass ich schon als Kind ein zwiespältiges Verhältnis zum Thema Liebe hatte. Meine Mutter und mein Vater liebten mich, das war klar, aber die Liebe zwischen ihnen beiden taugte als Vorbild wenig. Ich wusste, dass ich etwas anderes aufbauen wollte als das, was meine Familie mir vorlebte. Ich betete für ein anderes Leben, sehnte mich nach einer anderen Form der Liebe.

Mein Wunsch ging in Erfüllung – zumindest aus Sicht einer Teenagerin –, als ich Raynard Jefferson zum ersten Mal begegnete. Ich saß draußen vor unserem Haus auf einer Schaukel, als er vorüberging und sich unsere Blicke kreuzten. Dann fragte er seinen Cousin Drayton nach mir, ich konnte es von seinen Lippen ablesen: »Wer ist das?« Mehr war nicht nötig.

Ich war fünfzehn, und Raynard war meine erste Liebe. Er war ein stiller Junge, etwa gleich groß wie ich, sah gut aus und hatte schöne Lippen. Er war der dritte von drei Jungs in seiner Familie. Als wir uns kennenlernten, war kurze Zeit davor einer seiner Brüder ermordet worden, und Raynard litt immer noch sehr unter dem Verlust. Ich war

ihm gerade zur rechten Zeit über den Weg gelaufen, um seinen Schmerz ein wenig auffangen zu können. Raynard besuchte die Seton Hall Prep School, die kilometerweit entfernt in West Orange lag, also stand ich jeden Morgen ein wenig früher auf, um ihn zum Zug zu begleiten, der fünf Minuten von unserem Haus entfernt abfuhr. Jeden Nachmittag nach der Schule machte ich auf dem Nachhauseweg bei ihm Halt und verbrachte die meiste Zeit mit ihm in seinem Zimmer im dritten Stock, wo wir in unanständigen Zeitschriften über die besten Positionen beim Sex lasen und uns ausmalten, nach Kalifornien durchzubrennen. Raynard war ein großartiger Junge. Er behandelte mich stets sanft und respektvoll, auch wenn er mich berührte. Ich liebte ihn, damals, und das fünfzehnjährige Mädchen in mir wird ihn für immer weiterlieben.

Mom war von der Beziehung, die sich da anbahnte, alles andere als begeistert, und daraus machte sie auch kein Geheimnis. Sie sagte, ich hinge emotional zu sehr an Raynard und dass er sie an meinen Vater erinnere, wobei ich wirklich nicht sagen kann, in welcher Hinsicht. Ungeachtet dessen ließ sie mich meine eigenen Entscheidungen treffen. Ich entschied also, ihn weiterhin zu sehen. Als sie einmal wissen wollte, ob ich etwas zur Verhütung bräuchte, lautete meine Antwort: »Wenn ich bereit bin, mit ihm ins Bett zu gehen, bin ich auch bereit für ein Baby.« Raynard und ich machten ständig rum, gingen aber niemals bis zum Ende, weil ich Angst hatte, schwanger zu werden. Als meine Mutter mit siebzehn schwanger wurde, hatte meine Großmutter väterlicherseits darauf bestanden, dass mein Vater, der damals achtzehn war, meine Mutter heiratete.

Was dabei herauskommt, erfuhren wir Kinder aus erster Hand. Mit der Heirat unserer Eltern sollte der gute Ruf

beider Familien gerettet, dem Paar Stabilität gegeben und die Sünde des vorehelichen Geschlechtsverkehrs wiedergutmacht werden. Stattdessen behandelte sie der Mann, von dem sie nun nicht mehr loskam, obwohl sie ihn sich unter normalen Umständen niemals ausgesucht hätte, ohne jeden Respekt, verprügelte und betrog sie.

Zum Glück führte ich mit Raynard weiterhin eine gesunde Beziehung, außerdem gab es auch sonst jede Menge Dinge, um die ich mich kümmern musste. Meine Highschool war eine Kadenschmiede für vielversprechende Nachwuchssportler, in der die Colleges eifrig nach neuen Studenten für ihre Football-, Basketball- und Baseballmannschaften fischten. Die NFL-Legende Andre Tippett war zum Beispiel damals in meiner Klasse in Gesundheitskunde, einmal ließ ich ihn sogar von mir abschreiben.

Ich war ein sehr aktives Kind – immer mit dem Fahrrad oder mit einem Basketball unterwegs, außerdem ging ich nicht, sondern rannte –, aber ich war keine Athletin. Mein großes Vorbild war Marty, der Klarinette, Cello und Tenorsaxophon spielte, und wie jede kleine, nervige Schwester wollte ich genauso werden wie er. Also nahm ich das Glockenspiel zur Hand und wurde Mitglied in der Marching Band. Es war neben der Schule ein zeitintensives Hobby, aber an Tagen, an denen Sportveranstaltungen oder Feiertagsumzüge stattfanden, konnte man unsere Rhythmussektion schon aus meilenweiter Entfernung hören. Wenn wir dann Seite an Seite heranmarschierten wie ein blauweißes Meer aus zweihundertfünfzig Musikerinnen und Musikern, sorgten wir für Gänsehaut auf den Bürgersteigen und den Rängen des Newark School Stadium.

Ich hatte meinen festen Tagesablauf und keineswegs die Absicht, daran etwas zu ändern, bis mir einmal im zweiten

Highschooljahr drei coole, ältere Mädchen aus der Schulmannschaft im Basketball vor den Schließfächern den Weg abschnitten. Sie erzählten von einem Probespiel und sagten, dass sie nach Nachwuchstalenten für die Mannschaft suchen. Sie hatten mich beim Korbwerfen im Sportunterricht beobachtet und wollten, dass ich mir die Mannschaft mal ansehe.

»Du kommst zu dem Probespiel«, sagte die Anführerin zu mir. Und das war keine Frage, sondern ein Befehl.

»Klar, okay«, antwortete ich. Ich lächelte flüchtig, bevor ich mir meine Sachen von der Bank schnappte und mich verdrückte.

Nachdem ich lange darüber nachgegrübelt hatte, kam ich zu dem Schluss, dass ich nichts zu verlieren hatte, also ging ich an besagtem Tag in die Sporthalle und schaffte es ins Team.

Coachin Carol Yvonne Clark – die Trainerin, die mir dann später den Job beschaffte, bei dem ich Whitney traf – sah mich bei einem Match gegen ihre Mannschaft zum ersten Mal spielen. Wenig später kam sie zu uns nach Hause und stellte sich vor: »Ich bin Cheftrainerin der Clifford J. Scott Highschool in East Orange. Du spielst wirklich gut. Hast du schon mal daran gedacht, ans College zu gehen? Wenn du zu uns an die Highschool kommst, wirst du definitiv sichtbarer und hast eine bessere Chance, an dem College deiner Wahl genommen zu werden.« Das leuchtete mir ein, also plante ich, zum zweiten Quartal der elften Klasse an die Clifford Scott zu wechseln.

Als ich Raynard die guten Neuigkeiten überbrachte, war das Erste, was er sagte: »Dann werde ich dich verlieren. Bitte geh nicht.« Das überraschte mich, aber er hatte natürlich recht. Ich weiß nicht mehr genau, wann oder

warum wir anfangen, uns auseinanderzuleben, aber kurz nachdem ich die Schule gewechselt hatte, war es vorbei.

In diesem Jahr ließ ich es richtig krachen. Ich erspielte in meiner ersten Saison über eintausend Punkte und führte mein Team zum Gruppensieg, obwohl wir im Halbfinale dann leider verloren. Meine Mutter arbeitete viel und hatte keine Zeit, zu meinen Spielen zu kommen. Mein Vater war ohnehin kaum da, tat aber immer so, als wüsste er genau, was bei meiner Basketballmannschaft so abgeht. Ich glaube, er las im Newarker *Star-Ledger* oder einer anderen Lokalzeitung aus New Jersey unsere Spielergebnisse nach. Einmal kam er zu einem Match in der Countyliga und rief mir hinterher: »Du musst noch gemeiner werden.«

Nach meinem Abschluss spielte ich in der berühmten Rucker Park League in Harlem und reiste mit den New Jersey Big Heads, den besten Basketballspielerinnen des Bundesstaates, durchs Land. Es war eine super Saison. Ich spielte so gut wie noch nie, und außerdem lernte ich im Team meine enge Freundin Val Walker kennen.

Ich wurde von der Seton Hall University angefragt, die damals in der zweiten Division spielte, und wollte schon zusagen. Doch in jenem Sommer veranstaltete die Montclair State eine Sommerliga, an der die besten Spielerinnen aus den angrenzenden drei Bundesstaaten ihr Talent beweisen konnten. Ich war in diesem Sommer eine der Topscorerinnen. Val, an deren Seite ich immer spielte, wurde später am College sogar ins All-American-Team berufen.

Im Doppelpack mit Val wurde ich auch von Coachin Vivian Stringer von der Cheyney State angeworben, einer Ikone des weiblichen College-Basketballs. Ich lehnte ab, unter anderem weil ich schon einmal an einer schwarzen Schule gewesen war, und entschied mich für die Montclair

State, die Drittplatzierte in der ersten Division war und eine rege Reisetätigkeit versprach.

Nach jahrelangem hartem Training und unzähligen Körben, die ich geworfen hatte, war ich richtig gut in Form. Aber als die Saison losging, setzte mich meine Trainerin in den Matches nicht ein. Wenn ich Glück hatte, durfte ich mal für zwei oder drei Minuten aufs Spielfeld. Ansonsten klebte mein Hintern auf der Ersatzbank. Und wenn sie dann mit gerunzelter Stirn und verschränkten Armen frustriert vor der Bank auf und ab lief, wollte ich aufspringen und sie anbrüllen: »Du dumme Gans, ich bin direkt hier vor deiner Nase!«

Ich war stinksauer. Es wollte mir einfach nicht in den Kopf, vor Zorn kämpfte ich nach jedem Spiel mit den Tränen. Außerdem verlernt man ja alles, wenn man dauernd nur auf der Bank hockt! Coachin Clark und meine Mom sahen eines meiner Spiele, und beide meinten danach, dass rassistische Gründe dahinterstecken mussten. Ich denke auch, dass die Trainerin es nicht gewohnt war, mit schwarzen Mädchen umzugehen, schließlich war ich die erste Farbige, die es ins Team geschafft hatte. Und noch dazu in meinem ersten Jahr.

Ich suchte Zuflucht bei den schwarzen Mädchenverbindungen auf dem Campus: AKA, Phi Beta Sigma, die Deltas. Sie waren für mich wie große Schwestern, die immer irgendetwas kochten, und wenn ich Hunger hatte, gaben sie mir etwas ab. Sie boten mir ihre Freundschaft an. Wenn ich bei ihnen war, fühlte ich den Rückhalt, das Verständnis und die Kameradschaft, die mir in meinem Team fehlten.

Was mich zusätzlich kränkte, war, dass ich am Anfang meines zweiten Jahres dazu ausgenutzt wurde, andere schwarze Spielerinnen anzuwerben: Tracey Brown, Sharon

Ross und Bonita Spence. Wir verstanden uns gut, doch zu dem Zeitpunkt war die Sache für mich schon gelaufen: Ich wollte weg.

Ich war dankbar, als die Trainerin von Monmouth mich für ihr Team anfragte. Montclair verließ ich nach dem ersten Semester meines zweiten Collegejahres. Das einzige Problem war, dass ich für das Sommersemester kein Stipendium mehr bekommen konnte, also beschloss ich, in der Zwischenzeit zu jobben und bis zum Herbst ein bisschen Geld auf die Seite zu legen. Bonita Spence stammte ursprünglich aus Atlantic City und erzählte mir, dass die Casinos dort gerade aufmachten und Mitarbeiter suchten. Sie bot mir an, bei ihrer Mutter unterzukommen. Also machte ich mich auf den Weg und fand eine Anstellung als Sicherheitsbedienstete im Bally's Park Place.

Anfangs durchkämmte ich das Casino in einer dieser typischen grauen Polyesteruniformen, aber nach drei Wochen stellte sich mir ein gut gekleideter Mann vor, der erklärte, er habe mich beobachtet und wolle, dass ich ins Detektivteam komme, um dort als nicht uniformierte, verdeckte Ermittlerin zu arbeiten. Danach konnte ich tragen, was ich wollte oder was der Job eben erforderte. Manchmal reichten Stoffhosen und eine Bluse, aber wenn ich an der Bar im Einsatz war, musste ich mich unauffällig unter die anderen Damen mischen und entsprechend gekleidet sein. Die Spesen bekam ich ersetzt, sodass ich kein Problem hatte, unter all den schicken Leuten nicht aufzufallen. Dann saß ich am Tresen, plauderte mit Kunden und nippte an verdünnten Cocktails.

Die Detektivabteilung lag unterhalb des Lieferanteneingangs, hinter einer Sicherheitstür, wo sich ein Büro mit lauter Überwachungskameras befand. Mein Job war es, nach

Kartenzählern Ausschau zu halten, Prostitution zu unterbinden und die Gesichter der Kunden mit einem Katalog von Verbrecherfotos abzugleichen. Manchmal kommandierte man mich in spezielle Ecken des Casinos ab, wo eine gesuchte Person auf einem der Monitore entdeckt worden war. Ab und zu musste ich auch Kopfhörer aufsetzen, Gespräche in verwanzten Hotelzimmern mitverfolgen und alles, was ich gehört hatte, aufschreiben. Meine Schicht dauerte sechzehn Stunden, danach verschlief ich den Tag, so hatte ich nie Zeit, meine großzügigen Gehaltschecks auszugeben. Ich mochte die ständige Wachsamkeit und den Blick auf Details, die dieser Job erforderte.

Ein halbes Jahr später kehrte ich mit einem Haufen Geld nach East Orange zurück. Den Job beim Gemeindezentrum hätte ich also gar nicht gebraucht, aber es konnte ja nie schaden, noch etwas dazuzuverdienen. Außerdem hatte ich Coachin Clark eine Menge zu verdanken, also zögerte ich keine Sekunde, als sie anrief und mich um einen Gefallen bat. Auf mich konnte sie sich verlassen. Was sie nicht wissen konnte, war, dass ihr frühmorgendlicher Anruf mein Leben für immer verändern würde.

.

Wenige Tage nachdem Whitney und ich uns im Sommerjob kennengelernt hatten, gingen wir gemeinsam zum Mittagessen. Als wir danach zur Tür raus waren, zog sie keine zehn Schritte weiter eine Zigarette aus ihrer Brusttasche. Ich glaube, ich muss wohl etwas verdutzt dreingeschaut haben.

»Ja, ich rauche«, sagte sie, und dann kramte sie auch noch einen Joint heraus. Jetzt war ich wirklich baff. Sie sah für mich nicht wie jemand aus, der kiffte.

»Oh, und du rauchst wohl auch noch andere Sachen«, stellte ich fest. Whitney lachte und steckte den Joint wieder ein.

Ich hatte am College das ein oder andere Mal eine Bong geraucht, das waren aber schon alle Erfahrungen, die ich mit Drogen gemacht hatte. An der Highschool wurde ich mal in die hinterste Reihe versetzt, weil ich geschwätzt hatte. Dort saß in der Bank nebenan ein Kind, das kleine Tütchen mit Gras verhökerte und bereit war, mir einen Teil des Geschäfts abzutreten: Ich durfte in kleinen pinken Säckchen Marihuana an die Cheerleader verkaufen. Dabei verdiente ich 300 Dollar, ließ es aber trotzdem nach zwei Wochen wieder sein. Kunden und Geld vermehrten sich zwar wie von selbst, aber ich hatte Angst, erwischt zu werden und dass meine hart arbeitende Mutter irgendwann nach Hause kommt und feststellen muss, dass ihre Tochter im Knast sitzt.

.....

»Nenn mich einfach Nippy«, forderte Whitney mich auf. Sie sagte, ihr Vater habe ihr den Spitznamen gegeben, in Anlehnung an irgendeine freche Comicfigur.

Nach und nach erfuhr ich immer mehr über sie. Nip erzählte mir von ihrem Freund Craig, dessen Mutter ein Gründungsmitglied der Sweet Inspirations sei. Gesehen habe ich die beiden allerdings nie miteinander.

Ich traf mich zu dieser Zeit mit niemandem, allerdings gab es ein kleines Problem mit einem Mädchen aus meinem Basketballteam, das ziemlich besitzergreifend war. Wir hatten uns ein paarmal geküsst, aber darüber hinaus dachte ich mir eigentlich nichts dabei, bis eine meiner

Zimmergenossinnen mich ins Bild setzte. Ich hatte wieder mal gar nichts kapiert. Jedenfalls hielt auch meine Mutter wenig von ihr und nahm in ihrem Unmut kein Blatt vor den Mund: »Dieses Mädchen versucht, ein Netz um dich zu spinnen, Robyn«, sagte sie. Ich weiß noch, was ich ihr antwortete: »Aber Mom, wenn sie unbedingt meine Uniform bügeln will, dann soll sie's doch tun!«

Doch es dauerte nicht lange, bis ich erkannte, dass Mom recht hatte. Dieses Mädchen war ein Kontrollfreak, und ich musste einen Weg finden, sie so schnell wie möglich loszuwerden. Einmal traf ich sie in einer Wohnung auf der anderen Seite meiner Wohnanlage, doch als ich gehen wollte, weigerte sie sich, mich rauszulassen. Sie stellte sich einfach in die Tür, sodass ich mehrere Stunden dort bleiben und auf Val und Paulette – eine andere Teamkollegin der Big Heads – warten musste, die mich zum Spielen abholen wollten. Als sie dann endlich da waren, trat das Mädchen irgendwann zur Seite, und ich rannte an ihr vorbei. Sie griff noch nach meinem Arm, aber ich drehte mich seitlich weg. Dabei knallte ich mit dem Kopf gegen eine Ziegelmauer und zog mir eine fette, blutige Beule zu.

Ich erzählte Whitney von meiner misslichen Lage, aber sie meinte nur: »Hak die Sache ab, ich hol dich da raus.« Ich fragte nicht, was sie damit meinte – zwischen uns blieben solche Dinge manchmal unausgesprochen –, aber sie hielt ihr Versprechen. Nie wieder musste ich mich mit dem Mädchen auseinandersetzen, sie verschwand einfach aus meinem Leben, während Whitney und ich immer enger zusammenwuchsen.

.

Jeder sah auf den ersten Blick, dass wir beste Freundinnen waren, aber zwischen uns reifte noch mehr heran. Wir wurden unzertrennlich. Wenn wir nicht bei mir zu Hause waren, dann waren wir eben bei ihr. Ihr Zimmer war das reinste Chaos. Alles lag herum, Kleider türmten sich auf dem Boden, ihr Bett war nie gemacht, Schultasche, Schuluniformen und Handtaschen hatte sie irgendwohin gepfeffert. Einmal, als ich bei ihr war, hörten wir ein seltsames Knistern. Wir verfolgten das Geräusch, bis wir auf eine Maus stießen, die in ihrer Tasche hockte und Lay's Kartoffelchips fraß.

Einige Wochen nachdem wir uns kennengelernt hatten, trafen wir uns bei Nippy. Erst bummelten wir ein Weilchen in aller Ruhe durch ihr Viertel, dann wurden wir müde, gingen rein und saßen dann mit dem Rücken ans Sofa gelehnt nebeneinander auf dem Fußboden im Wohnzimmer. Wir redeten und redeten, bis sich unsere Gesichter auf einmal ganz nahe kamen.

Der erste Kuss war lang und warm und süß wie Honig. Als sich unsere Lippen schließlich trennten, schauten wir uns lange tief in die Augen. Ich wurde total nervös, und mein Puls schoss hoch. *Was passiert jetzt? Was wird sie sagen? Wahrscheinlich ist sie jetzt sauer?* Ich wusste gar nichts mehr, nur dass da zwischen uns etwas passierte.

Und dann sagte sie: »Ich weiß nicht, wann meine Brüder heimkommen, sonst würde ich dir noch was zeigen.«

Es war total krass. Nip konnte dich in allerhand Schwierigkeiten reinziehen, wenn sie nur die Gelegenheit dazu bekam. Meine Mutter hatte das gleich kapiert. Als sie Whitney das erste Mal sah, sagte sie: »Du siehst aus wie ein Engel, aber ich weiß, dass du keiner bist.«

ZWEI

Wie ein Engel

.....

Whitney war keine, die laut singend herumstolzierte und allen zeigte, was sie draufhat. Ganz im Gegenteil. Aber in dem Sommer, als ich sie kennenlernte, trällerte sie ständig Chaka Khans neues Album rauf und runter, im Haus, im Auto oder auf der Veranda vor dem Haus. Am liebsten sang sie »Clouds«, »Our Love's in Danger« und »Papillon (aka Hot Butterfly)«, in denen Luther Vandross, Whitney und ihre Mutter Cissy, die als Backgroundsängerin selbst eine Legende war, zu hören waren. Immer wenn diese Lieder liefen, sang sie die vollständige Backgroundstimme mit, während sie sich die Kopfhörer ihres Walkmans an die Ohren presste, als wäre sie im Aufnahmestudio. In der Öffentlichkeit hielt sie sich meist zurück, nur ab und zu entglitten ihr ganz leise ein, zwei Zeilen.

Musik steckte in jeder Faser ihres Körpers. Sie liebte sie, konnte ohne sie nicht leben und wusste, dass sie Profisängerin werden wollte. Seit sie zwölf Jahre alt war, verfolgte sie unnachgiebig dieses eine Ziel. Sie konzentrierte all ihre Energie darauf und plante sämtliche Schritte, die notwendig waren, um es zu erreichen. Damals war sie gerade da-

